

Vorwort und Hinweis

Die im Buch genannten Stiftungen, Gesellschaften, Vereine und Ähnliches hat es wirklich gegeben und gibt es zum Teil noch. Ebenso sind die genannten Örtlichkeiten real. Einige der beschriebenen Geschehnisse haben sich so oder ähnlich abgespielt; einiges ist frei erfunden. Die im Buch vorkommenden Personen sind jedoch frei erfunden. Sie basieren zum größten Teil auf den schon bekannten Charakteren aus den Aller-Weser-Krimis. Ähnlichkeiten mit tatsächlich lebenden Personen sind nicht beabsichtigt. Personen aus der Geschichte oder solche, die im öffentlichen Leben stehen, tragen natürlich ihren richtigen Namen. Es ist nicht Absicht dieses Buches, jemandem zu schaden. Aber es braucht auch nichts verschwiegen zu werden.

Diese Erzählung widme ich allen wachsamen und mutigen Menschen, die sich uneigennützig gegen die rechtsradikale Nutzung des Heisenhofs bei Verden eingesetzt haben und noch einsetzen.

Hartmut Reißmann im März 2006

I told my mother, Mother I must leave you
Preserve my room, but do not shed a tear.
Should rumours of a shabby ending reach you,
It was half my fault, and half the atmosphere.
(Leonard Cohen aus The Traitor)

Immer hatte Maria Kieselbach die Kette vorgelegt. Nur vorhin, als Frau Schlosser von nebenan kurz bei ihr gewesen war, da hatte sie es vergessen. Sie war nicht wachsam gewesen. Jeden Tag wurde im Radio, im Fernsehen und in den Zeitungen davor gewarnt. Aber dieses eine Mal hatte sie es vergessen. Frau Schlosser war gegangen, und sie hatte die Kette nicht wieder vorgelegt. Vergessen. Einfach vergessen. Und jetzt? Jetzt war es zu spät, sie sah in diese kalten Augen und roch Alkohol.

Sie zitterte und brachte kein Wort heraus, als die starken Arme sie in die Wohnung zurückschoben. Die Tür fiel hinter ihnen ins Schloss.

Niemand würde sie hören.

Vielleicht schaffte sie es, ihr Leben zu retten. Sie musste die hundertfünfzig Euro holen, die im Kleiderschrank unter dem Nachthemd lagen.

„Ich habe etwas Geld“, keuchte sie, während sie nach Luft rang.

Die groben Hände ließen ihre Schultern los.

„Ich hole es!“

Als sie ins Schlafzimmer hastete, spürte sie ihn dicht hinter sich.

„Wenn ich es Ihnen gebe, dann lassen Sie mich doch am Leben?“ Ihre Stimme zitterte, und die Angst ließ sie kurz stehen bleiben, um sich umzudrehen. „Ich habe es hier.“ Sie zog die Tür des hohen Schrankes auf und griff unter das helle Nachthemd. „Da ist es. Das ist alles, was ich habe.“ Sie drehte sich um und streckte ihm drei Fünfzig-Euro-Scheine entgegen.

Für ihre Enkel in Hoya wollte sie Schwimmflügel und eine Plastikente kaufen, denn die beiden fuhren schon in wenigen Wochen an die Nordsee, wie jedes Jahr. Maria Kieselbach war auch schon einmal an der Nordsee gewesen. Den Namen des Ortes direkt am Meer hatte sie vergessen. Zehn war sie damals, es war Krieg, und die Kinder wurden zur Erholung an die See geschickt.

Die alte Frau zuckte zusammen, als er ihr die drei Scheine aus der Hand riss. Das Geld verschwand in der Hosentasche seiner Jeans.

Jetzt musste er doch gehen. Oder? Würde er gehen? Mehr Geld konnte sie ihm nicht geben. In der Geldbörse in der Küche waren noch zehn Euro. Die auch noch? Nein, sie musste doch noch einkaufen. Wenigstens etwas Brot und Wurst brauchte sie. Sicherlich konnte sie auf die Wurst verzichten? Brot bekam sie im *Mini-Mal* an der Max-Planck-Straße für weniger als einen Euro.

Während ihre Gedanken fieberhaft suchten, was sie ihm noch anbieten konnte, packten seine Hände ihren faltigen Hals.

„Ich habe nicht mehr“, rang sie nach Luft. „Noch zehn Euro in der Küche ...“

Er ließ sie los und schob die zitternde Frau in die Küche. Schnell raffte er die abgegriffene schwarze Geldbörse vom Küchentisch und kippte das Geld auf den Tisch. Er ließ die Münzen und den Zehn-Euro-Schein in der Hosentasche verschwinden.

Nun konnte sie sich auch kein Brot mehr kaufen. Aber Frau Schlosser würde ihr sicher mit ein paar Scheiben aushelfen.

Schon wieder umschlossen seine Hände ihren Hals. Was wollte er noch? Mehr hatte sie nun wirklich nicht. „Der Fernseher?“, röchelte sie.

Aber den wollte er nicht.

Plötzlich schoss ihr der Gedanke durch den Kopf, den sie versucht hatte, zu verdrängen: Sie hatte ihn gesehen und würde ihn wiedererkennen. Darum drückten seine Hände jetzt noch fester zu.

Ihre schwachen Finger krallten sich in seine Arme. Aber das schien er nicht zu spüren.

Sie bekam keine Luft mehr und spürte eine Leere im Gehirn. Vor ihren Augen begann sich alles zu drehen. Erst sein verzerrtes, Angst einflößendes Gesicht, dann die Uhr an der Wand und schließlich der Kühlschrank. Alles drehte sich und flog in dieser seltsamen Welt.

Dann endlich. Sein Gesicht wurde friedlich und sah aus wie das eines Engels, der gekommen war, um sie zu holen. Und er brachte sie tatsächlich, in eine andere Welt, in der sie keine Wurst brauchte und auch kein Brot.

Dort konnte man auch nicht mit Euro bezahlen.

Langsam sackte ihr Körper nach unten und blieb seltsam verrenkt auf den kalten Fliesen liegen.

Es war ein kühler, etwas verregneter Dienstagvormittag, am 8. Juni 2004. Die Zeiger der Küchenuhr zeigten auf elf. Aus dem kleinen Kofferradio drang monoton die Stimme des Nachrichtensprechers. Er berichtete von einem Zwischenfall im tschechischen Kernkraftwerk in Temelin. Aus dem Kühlsystem war radioaktive Flüssigkeit ausgetreten.

Das rief wieder die Kernkraftgegner auf den Plan.

Und alle wollten wachsam sein.

Die E-Gitarre dröhnte und spie harte, raue Töne aus, dazwischen donnerte das Schlagzeug. Kein Wunder, dass man bei dem Krach nicht verstehen konnte, was ein Sänger dazu herausschrie.

Bärbel Aschmann konnte den Krach nicht mehr ertragen. Warum hörte er immer diesen Lärm? Das war doch keine Musik! Ihre Ohren dröhnten, obwohl sie in der kleinen Küche stand, die immerhin einige Meter von seinem Zimmer entfernt war, das am Ende des Flures lag.

Mit schnellen Schritten war die Frau an seiner Tür und riss sie auf. Er lag wie immer angezogen auf seinem Bett. Sogar die hohen Stiefel hatte er an. Mit beiden Armen fuchtelte er in der Luft herum und hatte die Hände zu Fäusten geballt. Irgendwie hörte er wohl einen Rhythmus aus dem Lärm und sein Gefuchtel sollte den Takt wiedergeben.

„Mach die Musik leiser!“, schrie sie und merkte, dass er sie gar nicht hörte. Schnell war sie vor seinem Bett und fasste ihn grob an der Schulter.

„Was soll das?“, fuhr er erschrocken hoch. Er sah seine Mutter an, und seine großen Augen leuchteten, als hätte die Musik ihm gerade eine fröhliche Erkenntnis und Erleuchtung gebracht.

„Die Musik!“, zeigte sie auf den CD-Player. „Du bist nicht allein im Haus!“

Er setzte sich auf die Bettkante und sah seine Mutter an. Das Leuchten verschwand aus seinen Augen. „Hast du einen Knall, mich so zu erschrecken?“ Er war kaum zu verstehen, denn aus dem CD-Player dröhnte jetzt noch ein weiterer Bass und der Sänger schrie sich die Seele aus dem Leib. Doch zu verstehen waren nur Wortfetzen. „Ein Weg ... Wir gehen diesen Weg ...“ Oder so ähnlich.

„Mach die Musik sofort leiser!“ Sie klang entschlossen und stemmte beide Hände in die breiten Hüften. „Oder ich mach sie aus!“

„Untersteh dich!“ Er reckte die rechte Faust nach oben und stand langsam auf. „Ich bin alt genug und kann machen was ich will!“

„Solange du deine Beine ...“ Weiter kam sie nicht. Er fasste sie fest an den Schultern und schüttelte sie, seine kleine Mutter.

„Solange ich meine Beine unter deinen Tisch stelle?“ Er grinste. „Wo soll ich sie denn sonst hinstellen?“ Er ließ seine Mutter los und schaltete den CD-Player aus. „Ich kriege in diesem Scheißland keine Arbeit, weil in der Regierung nur Wichser sitzen!“ Er drehte sich zu seiner Mutter und grinste noch breiter. „Dann muss ich meine Beine eben unter deinen Tisch stellen, denn du hast die Vollidioten gewählt.“ Er schlug sich an die Brust. „Ich nicht!“

„Gib doch nicht immer anderen die Schuld“, meinte sie leise. „Es gibt auch für dich Arbeit ...“

„Arbeit für mich?“, lachte er. „Natürlich. Das letzte Mal hat mir dieses Arschloch vom Arbeitsamt einen Job bei der Müllabfuhr angeboten. Soll ich den Türken den Müll abfahren? Soll ich die voll geschissenen Windeln von den Russen einsammeln?“

„Was willst du denn?“, fragte sie matt. „Du hast doch nichts gelernt ...“

„Und warum habe ich nichts gelernt?“, schrie er wütend. „Die einzige Lehrstelle, die ich hätte bekommen können, haben sie einem aus Russland gegeben.“ Er sah seine Mutter hasserfüllt an, als hätte sie ihm eine Ausbildung verweigert. „Weißt du, hier kannst du als Deutscher nicht mal mehr eine Schnalle aufreißen, weil die lieber mit einem Kurden ins Bett

steigt.“ Er nahm seine dunkle Lederjacke vom Haken und zog sie an.

„Wohin gehst du?“, fragte sie behutsam.

„Das willst du in Wirklichkeit doch gar nicht wissen!“

„Ich habe Angst“, flüsterte sie.

„Vor mir?“ Er lachte laut und schlug sich vor die Brust.

„Nein, um dich. Gerade haben sie bei Radio Bremen gesagt, dass hier in Verden heute eine alte Frau in ihrer Wohnung erwürgt worden ist. Es passieren so viele schreckliche Dinge.“

„Ich pass schon auf mich auf!“ Er hielt kurz inne. „Oder hast du etwa Angst, dass ich eine alte Frau kalt mache?“

Sie schüttelte schnell den Kopf. „Bitte, bleib hier.“

„Ich habe ein Treffen, und da werde ich hingehen!“

„Und dann kommst du heute Nacht wieder total besoffen nach Hause. Wie dein Vater.“

Holger Aschmann war einundzwanzig und lebte bei seinen Eltern in Verden, in der stillen Wohnsiedlung *Am Meldauer Berg*. Das war nicht nur bequem; es war für ihn auch die einzige Möglichkeit, denn eine eigene Wohnung konnte er sich nicht leisten.

„Hast du schon mal überlegt, warum Papa sich öfter einen gönnt?“

Sie schwieg und sah an ihrem Sohn vorbei.

„Er ist einfach nur unzufrieden. Nicht mit sich selbst. Nein, mit seinem Job und vor allem mit diesem Scheißland!“ Er holte tief Luft und redete aufgebracht weiter. „Meinst du, es macht ihm Spaß, jeden Tag die Drecksarbeit zu machen, während sein Chef so ein Politarsch von der *SPD* ist?“

„Aber Herr Röder ist doch nett und hat schon manches Mal ein Auge zugeedrückt, wenn dein Vater verspätet zur Arbeit kam.“ Sie wollte nicht aussprechen, dass ihr Mann Walter öfter zu spät im Lager der *Nordfrost Kühl- und Lagerhaus* in der *Max-*

Planck-Straße ankam, weil er morgens noch genug Alkohol intus hatte. Zum Glück hatte er es nicht weit zur Arbeit. Das war zu Fuß gut zu schaffen, noch schneller ging es mit dem Fahrrad. Vom Wohnblock *Am Meldauer Berg* über die *Moorstraße* und den *Berliner Ring* kam er direkt in die *Max-Planck-Straße*, wo sich ein Großteil der Industrie in Verden befindet.

Holger schob sich an ihr vorbei. In der Tür drehte er sich kurz um und blickte seine Mutter an. Einen kurzen Moment tat sie ihm Leid. Sie konnte nichts dafür, dass er keine Arbeit und keine Freundin hatte. Und sie konnte auch nichts dafür, dass sein Vater abends gerne einen trank. „Mach dir keine Sorgen. Ich gehe zu Freunden.“

Sie wollte nicht fragen, ob das anständige Freunde waren, denn das konnte sie sich nicht vorstellen. Immer häufiger dachte sie darüber nach, ob ihr Holger nicht vom rechten Weg abkommen würde.

„Du wirst es nicht glauben“, hatte er einmal stolz verkündet. „Aber es gibt tatsächlich Freunde in dieser Welt. Sie sind wie ich, und sie verstehen mich.“

Diese Freunde wollte sie nicht kennen lernen, und sie hoffte, dass er sie nie mit nach Hause bringen würde. Nicht wegen der lauten Musik, die sie dann sicher gemeinsam hören würden. Nein, weil sie so waren wie ihr Holger. Ohne Arbeit und ohne Zukunft. Das hatte ihn so aggressiv gemacht.

Und diese Freunde waren bestimmt genauso.

Sie musste wachsam sein, damit ihr Sohn nicht auf die schiefe Bahn geriet.